Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 51 (1971-1972)
Heft: 1

Rubrik: Komparatistik

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

HORST RÜDIGER

Die Begriffe «Literatur» und «Weltliteratur» in der modernen Komparatistik

Wer Begriffe zu analysieren versucht, der bekennt, dass ihm deren Inhalt, Umfang, Anwendung problematisch scheinen. Ausser den rein technischen Termini – etwa der Rhetorik oder Metrik – gibt es in der Literaturwissenschaft freilich kaum einen Begriff, der nicht problematisch wäre. Das ist nicht nur eine spezifische Misere dieses Faches, vielmehr gehört die Freiheit der Begriffsbildung zu den konstituierenden Merkmalen der Geisteswissenschaften. Indessen verliert solche Freiheit an Reiz, wenn der Gegenstand, mit dem sich das Fach beschäftigt, selbst fragwürdig wird, weil seine Umrisse zu verschwimmen drohen. Wie schön wäre es, wenn wir uns auf die Definitionen einigen könnten, die der *Grosse Brockhaus* vorschlägt: Literatur sei «die Gesamtheit der schriftlichen Äusserungen des menschlichen Geistes, im engeren Sinn das gesamte schöngeistige Schrifttum», und Weltliteratur «entweder die Gesamtliteratur aller Völker und Zeiten oder der Inbegriff derjenigen Werke aus dieser Gesamtliteratur, die über ihren nationalen Entstehungsbereich hinaus universale menschliche und künstlerische Geltung beanspruchen». Am ehesten wird man noch der extensiv-geographischen Umschreibung von ‹Weltliteratur› zustimmen können: «die Gesamtliteratur aller Völker und Zeiten». Indessen wirft bereits diese anscheinend so harmlose Formulierung Bedenken auf: ob unter ‹Literatur› und mithin auch unter ‹Weltliteratur› wirklich nur «die Gesamtheit der schriftlichen Äusserungen des menschlichen Geistes» zu verstehen und nicht auch die mündlich überlieferten Literaturen einzubeziehen seien, was gerade der quantitativ gebrauchte Begriff ‹Weltliteratur› nahezulegen scheint; ob es ferner sinnvoll sei, «das gesamte schöngeistige Schrifttum» als ‹Literatur› «im engeren Sinn» zu bezeichnen, also auch die lyrischen Expektorationen des Jünglings, der seine Verse auf eigene Kosten drucken lässt – gehören sie doch nach Meinung bedeutender Literaturforscher ebenfalls zur schöngeistigen Literatur, weil ihnen das Kriterium des fiktiven Verhältnisses zur Wirklichkeit eigen ist; ob nicht überhaupt die Trennung von Literatur in ein weiteres und ein engeres Gebiet verfehlt sei, da ja keineswegs feststeht, was belletristisch ist und ob es als Unterscheidungs-

merkmal ausreicht; wer endlich über den «Anspruch» auf universale Geltung zu entscheiden habe: ein Gremium alexandrinischer Gelehrter, die Kongregation «de propaganda fide», unsere preiseverteilenden Literaturakademien, die gezielte Werbung kapitalkräftiger Verleger oder einfach die Schwerkraft von Traditionen, der Publikumsgeschmack, das Mysterium des Erfolges? Und was heisst «universale menschliche und künstlerische Geltung»? Homer hat sie jahrhundertelang nicht «beanspruchen» dürfen; Dantes Wirkung erreicht im deutschen und angloamerikanischen Kulturbereich nur eine kleine Schar Getreuer, und auch dies erst seit der Romantik und unter starken Vorbehalten Goethes; die Klassiker Indiens und Chinas, deren Anspruch auf universale Geltung keinem Zweifel unterliegt, sind im Westen nur sporadisch und oft in weltanschaulich gebundenen Konventikeln bekannt. Offenbar gibt es keinen Consensus omnium oder auch nur litteratorum über universale Geltung, oder ein solches Einverständnis hängt von historischen und gesellschaftlichen Umständen ab und bleibt so problematisch wie jedes individuelle Geschmacksurteil.

Die Krise der Literaturwissenschaft

Es ist nicht schwierig, an Definitionen geisteswissenschaftlicher Begriffe Kritik zu üben, und die Aufgabe wird um so leichter, je präziser die Definitionen zu sein vorgeben. Wir haben es mit Annäherungswerten zu tun, die der oberflächlichen Verständigung dienen. Doch liegt auch ihnen eine bestimmte, wenngleich nicht deutlich ausgesprochene Konzeption des Ganzen zugrunde. Eben diese Gesamtkonzeption hat sich seit einigen Jahrzehnten als besonders problematisch erwiesen. Ausdruck des Zustandes der Unsicherheit und des Unbehagens ist das Bewusstsein einer Krise, von der zwei Fachgebiete vornehmlich betroffen sind: die Komparatistik und die Germanistik. Unter vielen Symptomen nenne ich nur zwei, die den krisenhaften Zustand verdeutlichen: die weltweite Diskussion, welche René Welleks konzentrierter Vortrag vor der Association Internationale de Littérature Comparée über *The Crisis of Comparative Literature* seit 1958 hervorgerufen hat, und die im wesentlichen auf den deutschen Sprachbereich beschränkte Auseinandersetzung über Emil Staigers Rede *Literatur und Öffentlichkeit* anlässlich der Verleihung des Literaturpreises der Stadt Zürich im Dezember 1966. So wenig Gemeinsames die beiden Äusserungen in Ton und Tendenz aufweisen – das Bewusstsein eines Krisenzustandes ist in beiden wach. Wellek hat das Phänomen in den ersten Sätzen seiner Ausführungen umrissen: «Spätestens seit 1914 befindet sich die Welt ... im Zustand permanenter Krise. Seit etwa derselben Zeit entzweien methodische Konflikte auch die Literaturwissenschaft ... Es lässt sich ... nicht

behaupten ..., die literaturwissenschaftliche Krise habe irgendwo eine Lösung erfahren oder auch nur einen Ausgleichspunkt erreicht.» Wellek wie Staiger möchten am gegenwärtigen Zustand etwas geändert wissen: der eine am Geist und an den Methoden der Literaturwissenschaft, der andere an der Literatur selbst. Indessen hat die methodologische Besinnung bei den Komparatisten bereits vor Welleks Vortrag eingesetzt; sie betrifft nicht zuletzt den Gegenstand ihrer Forschung, die Literatur und die Weltliteratur. Ob die Wissenschaft von einer Nationalliteratur aus den Diskussionen der Komparatisten Nutzen ziehen kann, hängt von ihrer Bereitschaft ab, den Anschluss an den Status der gegenwärtigen Diskussion zu finden.

Komparatistik

Wir gehen von der Terminologie aus, weil sich die Problematik der Sache in der Namengebung spiegelt. Die Bezeichnungen ‹Vergleichende Literaturwissenschaft› oder ‹-geschichte› (oder gar ‹Vergleichende Literatur›) sowie ihre Äquivalente in den anderen europäischen Sprachen werden allgemein als wenig glücklich empfunden und haben zum Misstrauen gegen das Fach beigetragen; der Nachweis, dass sie trotzdem im Englischen und Französischen ursprünglich richtig gebildet waren und mindestens bis zum Beginn des XVIII. Jahrhunderts, als ‹Literatur› noch ‹Kenntnis von Literatur› bedeutete, ihren guten Sinn hatten, ist Wellek zu danken. Heute fordern sie zu dem Bonmot heraus, man könne ebensogut «comparative potatoes» sagen. Deshalb ziehe ich im Deutschen den neutraler wirkenden Ausdruck ‹Komparatistik› vor, obwohl er natürlich das gleiche Problem aufwirft wie sein deutsches Äquivalent: Weder erschöpft sich die Komparatistik im Vergleichen, noch gibt der Ausdruck ‹vergleichen› an, was eigentlich verglichen werden soll, nämlich die Hervorbringung mehrerer Nationalliteraturen. Wenn wir Grabbes und Lenaus *Don Juan*-Dramen vergleichen, treiben wir noch keine Komparatistik; erst der Vergleich dieser Bearbeitungen des Stoffes mit denen Tirsos de Molina, Molières, Da Pontes, Puschkins, Baudelaires, Shaws, Frischs usw. wäre Komparatistik – allerdings in einem Sinne, der heute als viel zu eng gilt. Die moderne Komparatistik verfolgt genau das gleiche Ziel wie jede an eine Nationalliteratur gebundene Wissenschaft: das sprachliche Kunstwerk zu verstehen; aber sie ist der Überzeugung, dass das Verständnis mit Hilfe der national gebundenen oder der ‹werkimmanenten› Interpretation nur in den seltensten Fällen glücken kann. Sie geht von der unbestreitbaren Tatsache einer innereuropäischen und zum Teil auch einer europäisch-orientalischen (Bibel), europäisch-arabischen (spanisches Mittelalter), europäisch-persischen (Goethe),

europäisch-chinesischen (Voltaire) Literaturtradition aus, die in keinem Augenblick unserer Geistesgeschichte verstummt ist. Dabei wendet sie – neben anderen – auch die Methode des Vergleichens an, vornehmlich aus zwei Gründen: nicht so sehr, um festzustellen, was etwa an Stoffen, Motiven, Topoi usw. von der einen Literatur in die andere ‹eingeflossen› sei, sondern wie dieser bestimmte Dichter in diesem bestimmten Werk das Rezipierte adaptiert, verarbeitet, umgestaltet habe, so dass etwas Neues, Anderes, sehr Individuelles entstand. Dieses Kunstgebilde in seiner spezifischen Eigenart zu erkennen und zu beschreiben, ist die eine Aufgabe der vergleichenden Methode. Die andere besteht darin, das spezifische Gewicht des Werkes festzustellen, das heisst eine Wertung vorzunehmen; denn zweifellos besteht eine der Aufgaben der Komparatistik in der «Wertung literarischer Kunstwerke auf internationaler Basis» (Wolfgang Bernard Fleischmann). Will sich die Literaturwissenschaft also nicht der Illusion hingeben, sie sei eine wertfreie Wissenschaft, so bleibt ihr nach dem Zusammenbruch der normativen Ästhetik nur die vergleichende Methode übrig, um ihre Aufgabe zu erfüllen.

‹Literatur› oder ‹Weltliteratur›

Wenn sich also das Ziel der Komparatistik prinzipiell nicht von den Zielen der an Nationalliteraturen gebundenen Disziplinen unterscheidet, wenn überdies das Vergleichen nur eine mögliche Methode unter anderen bildet (und heute keineswegs die wichtigste), so stellt sich die Frage, ob nicht andere Bezeichnungen für ihre Tätigkeit besser angebracht wären. Im Hinblick auf die Themen, die in Max Kochs *Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte* und in der *Revue de littérature comparée* vornehmlich behandelt wurden – «die Wanderungen von Stoffen und Formen, die Einflüsse einer Literatur auf die andere, die Schicksale eines Dichters bei anderen Völkern» –, hat Fritz Strich bereits 1930 festgestellt, dass all dies «mit vergleichender Literaturgeschichte überhaupt nichts mehr zu tun» habe: Er nahm das Adjektiv noch ernst. Darum schlug er vor, von ‹Weltliteraturgeschichte› oder ‹Weltliteraturwissenschaft› zu sprechen. Zwar war er sich durchaus bewusst, dass weder das Wort ‹Welt› noch das Wort ‹Literatur› dem Umfang nach eindeutig zu bestimmen sei; aber er versuchte, die Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen. «Spricht man von Welt, so denkt man meistens doch nur an Europa, und Weltliteratur wird mit europäischer Literatur verwechselt ... Man muss also zunächst einmal diesen europazentrischen Standpunkt aufgeben, um sich das Recht zu erwerben, von Weltliteratur sprechen zu dürfen.» Dazu wäre Goethe, der Schöpfer der Idee und des Wortes ‹Weltliteratur›, gewiss der am besten

geeignete Führer gewesen; denn wie Strich selbst meisterlich dargestellt hat, erfuhr er auch «die öffnende Macht des Orients» und «die sozialisierende Macht Amerikas», dessen Literatur im ersten Drittel des XIX. Jahrhunderts von der europäischen noch deutlich unterschieden war. Merkwürdigerweise hält aber Strich im weiteren Verlauf seiner Untersuchung am «europazentrischen Standpunkt» fest. So kommt er zu paradoxen Formulierungen: «Es gibt wirklich eine Literatur, welche ihre weltliterarische Geltung ihrer weltbürgerlichen Geistigkeit verdankt. Es ist die französische, deren zentraler Gedanke der europäische, deren Ziel die europäische Zivilisation ist.» Ob die französische Literatur mehr europäischen oder universalen Charakter habe, scheint diskutabel; wahrscheinlich löst sich die Frage, wenn man die verschiedenen Epochen gebührend berücksichtigt. Logisch und terminologisch ist die Feststellung Strichs jedenfalls nicht haltbar.

Nun sichert sich Strich zwar ausdrücklich ab, indem er sagt, er wolle «um der vorläufigen Beschränkung willen unter Weltliteratur die europäische Literatur» im Sinne eines «übernationalen Entwicklungsganges» verstehen; trotzdem müsste er sich den Vorwurf des «européocentrisme» ebenfalls gefallen lassen, den er selbst gegen die allzu beschränkte Anwendung des Wortes ‹Weltliteratur› erhebt. Neuerdings gebraucht René Etiemble die Vokabel als Bannstrahl gegen jeden Komparatisten, der es versäumt, die aussereuropäischen Literaturen, vor allem die chinesische Literatur, in sein Programm einzubeziehen. Besonders bei einigen deutschen Komparatisten entdeckt er «parfois un reflet du rêve européen qui fut celui... de Hitler, et qui a sujet d'inquiéter nos collègues soviétiques au moins autant que nous»; auch spricht er den Wunsch aus, dass ein Aufsatz des Unterzeichneten über *Nationalliteraturen und europäische Literatur* «ne signifie pas un retour à quelque chauvinisme européen qui, moins étroit, ne vaudrait pas beaucoup mieux que le chauvinisme français de M. Marius-François Guyard». Nun, es täte mir leid, wenn ich unsere sowjetischen und französischen Kollegen um ihren Schlaf gebracht hätte, obwohl ich mich neben Ernst Robert Curtius, den Etiemble des gleichen Vergehens beschuldigt, nicht in schlechter Gesellschaft befände. Indessen scheinen solche Vorstellungen, die jeder textlichen Grundlage entbehren, auf eine Gefahr hinzudeuten, welche der Komparatistik gerade dann droht, wenn sie sich anschickt, die Idee der Weltliteratur ernst zu nehmen: die Gefahr, dass der unter allgemeinem Beifall schon von Wellek zum Hauptportal hinauskomplimentierte Chauvinismus, der keiner Wissenschaft weniger ansteht als der Komparatistik, in Gestalt von Argwohn und Verdächtigung durch die Hintertür wieder hereinschlüpft. Wenn aber mein Aufsatz von der «europäischen Literatur» handelte, so einfach deshalb, weil ich es – ebenso wie Strich – für besser hielt, den ersten Schritt vor dem zweiten zu tun und

dieser Tatsache – im Gegensatz zu Strich – auch terminologisch Rechnung tragen wollte.

Trotzdem ist Etiembles Grundforderung berechtigt, fast anderthalb Jahrhunderte nach Goethes Entwurf allmählich auch den zweiten Schritt zu wagen. Schwierig ist nur die Frage, wie sich die Sache ins Werk setzen lasse. Etiemble geht ebenfalls von der Terminologie aus und schlägt, «candidement», vor, die Gesamtheit aller Nationalliteraturen als «la littérature, sans adjectif», zu bezeichnen. Dagegen lässt sich nichts einwenden als die Tatsache, dass Traditionen ihr Gewicht haben, dass sie träge sind, dass die in der Sache selbst liegenden Schwierigkeiten durch die kürzere Vokabel nicht behoben werden. In gewisser Weise entspricht der Vorschlag demjenigen Welleks, die komplizierte Missbildung ‹Vergleichende Literaturwissenschaft› im Deutschen durch den einfachen Begriff ‹Literaturkunde› zu ersetzen. Damit würde einerseits dem müssigen Streit über die Grenzen zwischen ‹allgemeiner› und ‹vergleichender› Literaturwissenschaft der Boden entzogen, und zugleich würde der Begriff alle Bereiche der Literaturforschung umfassen: Geschichte, Theorie und Kritik. Doch scheint mir diese Neubildung im Deutschen überflüssig, weil der Begriff ‹Literaturwissenschaft› ohne Adjektiv auch die Geschichte einbeziehen könnte, wenn man sich darauf einigen würde, und Exakteres erwarten lässt als eine vage ‹Kunde›.

Im weiteren Verlauf seiner Rede unterzieht Etiemble einige Versuche, eine ideale ‹Bibliothek der Weltliteratur› zusammenzustellen, der Kritik. Wie nicht anders zu erwarten, kann kein Versuch wirklich befriedigen, weil irgendeine Literatur immer zu kurz kommt. Es stellt sich also die Frage, welche organisatorischen Massnahmen zu ergreifen seien, um die künftigen Versuche und vor allem unsere Nachschlagewerke der Weltliteratur zu verbessern. Etiemble möchte deren Redaktion einer «association véritablement internationale de littérature comparée» anvertraut wissen, «où tous ceux de notre discipline, qu'ils travaillent dans le monde socialiste ou le monde capitaliste, pourraient sans trop de difficulté collaborer...». Wieder wäre gegen den Vorschlag nichts anderes einzuwenden als die leidige Erfahrungstatsache, dass ein solches Mammutwerk wohl niemals zustandekäme. Doch fand der realistischere Vorschlag eines anderen Franzosen, Jacques Voisines, des früheren Präsidenten der Association Internationale de Littérature comparée, bei dem Kongress, der 1964 in Fribourg stattfand, die Zustimmung der Mitglieder: der Plan einer Geschichte der europäischen Literatur – ein Unternehmen also, welches sogleich dem Verdacht des «européocentrisme» ausgesetzt sein könnte. Die Organisation, die den Plan am wärmsten befürwortet, ist jedoch nicht in einem Lande mit kapitalistischer Gesellschaftsordnung beheimatet; es ist die Ungarische Akademie der

Wissenschaften. Das Für und Wider des Planes ist lebhaft diskutiert worden; unter andern erhob Werner Krauss den Einwand, er glaube nicht an die Existenz einer ‹europäischen Literatur›; es gebe Nationalliteraturen und eine Weltliteratur; diese aber solle den Gegenstand der Forschung bilden. Die diplomatische Erwiderung von György Mihály Vajda im Namen des Instituts für Literaturwissenschaft der Ungarischen Akademie der Wissenschaften verdient Beachtung: «M. Krauss aurait incontestablement raison, si nous nous proposions la présentation de la littérature universelle. Bien qu'une telle entreprise soit souhaitable, des travaux à une échelle mondiale exigeraient une concentration des forces, à laquelle nous ne sommes guère en mesure, pour l'instant, de répondre. Toutefois, l'objection de M. Krauss nous rapelle que, d'une part, pas un seul instant nous ne devons perdre de vue – fidèles en cela aux traditions de la littérature comparée – les rapports de la littérature de type européen avec les autres littératures du monde, et que, d'autre part, il nous faut continuer à concrétiser notre point de vue historico-typologique.» Also auch hier die Einsicht, dass es besser sei, den ersten Schritt vor dem zweiten zu tun, ohne diesen aus dem Auge zu verlieren.

Freilich verwahrt sich auch Etiemble dagegen, er hänge utopischen Wunschbildern nach. Gegen die Gefahr der Apoplexie infolge Überfüllung des geistigen Verdauungsapparates empfiehlt er das gleiche Heilmittel wie Fritz Strich: Beschränkung, freilich nicht auf ein organisch gewachsenes Gebilde wie die europäische Literatur, sondern in Gestalt einer Auswahl aus den Literaturen der Welt nach dem Prinzip der Wahlverwandtschaft und der Liebe, wie Hermann Hesse es in seiner *Bibliothek der Weltliteratur* empfohlen hat. Obwohl die Gefahren des Zufalls und des Eklektizismus nicht zu verkennen sind, dürfte sich gegen den Vorschlag kein Widerspruch erheben, weil der gesunde Menschenverstand ohnehin nach diesem Grundsatz vorzugehen pflegt. Auch dem Komparatisten bleibt nur das Auswahlverfahren nach den Kriterien des Geschmacks, der Wahlverwandtschaft und seiner Kenntnisse. Er muss sich damit abfinden können, das Ganze, das ihm am Herzen liegt, am gewählten Ausschnitt exemplarisch zu verdeutlichen; alles andere führt zum Dilettantismus. Wer die Weltliteratur geniessen will, muss sich aneignen, was ihm persönlich förderlich scheint; wer sie erforschen will, muss sich auf fruchtbare Ausschnitte beschränken; wer sie darstellen will, sieht sich unausweichlich auf den Weg der Synthese und damit in der gegenwärtigen Situation auf die internationale Zusammenarbeit verwiesen. Gerade auf diese Weise erfüllt er einen von Goethes Programmpunkten: Die Verkündigung einer allgemeinen Weltliteratur bedeute nicht, «dass die verschiedenen Nationen voneinander und ihren Erzeugnissen Kenntnis nehmen, denn in diesem Sinne existiert sie schon lange ...

Nein! hier ist vielmehr davon die Rede, dass die lebendigen und strebenden Literatoren einander kennenlernen und durch Neigung und Gemeinsinn sich veranlasst finden, gesellschaftlich zu wirken».

Literatur als Ganzheit

Dieses gesellschaftliche Wirken ist im Begriffe, das Gesicht der Literaturwissenschaft zu verändern. Man kann auf die technisch-sozialen Umwälzungen, welche die standardisierte ‹One World› erzwungen haben, in verschiedener Weise reagieren: ablehnend, resignierend, skeptisch, abwartend, zustimmend, enthusiastisch; die unter den traditionalistischen Literarhistorikern übliche Reaktion scheint mir darin zu bestehen, dass sie die Vorgänge, denen sie mehr oder weniger passiv ausgesetzt sind, vorläufig noch kaum in ihr Bewusstsein haben dringen lassen, geschweige denn, dass sie aus der Erkenntnis des Unausweichlichen praktische Folgerungen gezogen hätten. Was sich rings um uns anbahnt oder schon vollzogen hat, und zwar nicht nur in der Literatur und in der Kunst, ist mit dem germanozentrischen, dem europazentrischen, dem humanistischen und dem christlichen Weltbild nicht mehr in Einklang zu setzen, und allzu leicht bietet sich als Ausweg der Rückzug in die Geschichte oder ins unbedingte Reich des Schönen an. Doch der Flüchtige entäussert sich seines Rechtes auf Mitgestaltung der Welt und vor allem der Möglichkeit, die Literatur zu verstehen, das heisst, er verfehlt seine eigentliche Aufgabe. Ich möchte nicht missverstanden werden: Ich plädiere nicht für das bevorzugte Studium der Gegenwartsliteratur oder auch nur der neueren Literatur, wie es in der Komparatistik üblich ist; vielmehr neige ich zu Erich Auerbachs Meinung, dass ein begabter Student den Geist der eigenen Zeit ohnehin besitze und deshalb keines akademischen Lehrers bedürfe, «um sich Rilke oder Gide oder Yeats zu eigen zu machen» (deren Namen ich heute freilich durch andere Zeitgenossen ersetzen würde). Noch weniger wird man von mir erwarten, dass ich dem Humanismus Kampf ansage oder das Studium der Nationalliteraturen abgeschafft sehen möchte. Was ich meine, ist dies: dass das Verstehen von Literatur, gegenwärtiger oder vergangener, deutscher oder nichtdeutscher, nur unter der Voraussetzung der kritischen Teilnahme an der eigenen Zeit möglich ist, dass neue Einsichten über geschichtliche Erscheinungen nur von einem wachen Bewusstsein der eigenen Situation zu erwarten sind.

Das Verdienst einiger Vertreter der Komparatistik besteht darin, dass sie die Aporien der traditionellen Wege erkannt und ins Bewusstsein gehoben haben; sie versuchen, die Literaturwissenschaft der veränderten Welt allmählich anzupassen. Unter diesem Gesichtspunkt sind die Meinungs-

verschiedenheiten, die ihre ‹Schulen› trennen, geringer als die Differenzen zwischen ihnen und den traditionalistischen Vertretern der national gebundenen Disziplinen. Jeder Komparatist, jeder seiner Situation bewusste Literarhistoriker überhaupt, kann den Sätzen Welleks und Warrens zustimmen, die sie anlässlich der Erörterung des Problems der Weltliteratur niederschrieben: «Aber welchen Schwierigkeiten sich die Konzeption einer universalen Literaturgeschichte auch gegenüber sehen mag, es ist wichtig, die Literatur als eine Ganzheit zu sehen und ihr Wachstum und ihre Entwicklung ohne Rücksicht auf sprachliche Verschiedenheiten zu verfolgen»; die Sprachgrenzen seien während des XIX. Jahrhunderts «ganz ungebührlich überschätzt» worden. «Der Hauptbeweis zugunsten der ‹vergleichenden› oder ‹allgemeinen› oder einfach der ‹Literatur› ist durch die offensichtliche Unrichtigkeit der Vorstellung von einer in sich geschlossenen Nationalliteratur gegeben ... Literaturgeschichte als Synthese, Literaturgeschichte auf übernationaler Grundlage muss von neuem geschrieben werden ... Es erfordert eine Ausweitung der Perspektiven, die gewiss nicht leicht zu erreichende Überwindung lokaler und provinzieller Gefühle. Aber es gibt nur eine Literatur, wie es nur eine Kunst und nur eine Menschheit gibt; in dieser Auffassung liegt die Zukunft literarhistorischer Studien.» Mag aus solchen Sätzen ein fast Whitmansches Pathos des *Salut au monde* klingen, entscheidend ist das Bewusstsein einer veränderten Welt, das den Gedanken geprägt hat. Es steigert sich in den Schlussworten von Etiembles Vortrag bis zum Paradox: «C'est une des contradictions du monde où nous vivons, où vivront nos étudiants: nous sommes à la fois comblés d'informations, et débordés par l'excès des informations. De sorte qu'au moment précis où la Weltliteratur devient enfin possible, elle devient du même coup quasiment impossible. A l'impossible, il est vrai, chacun de nous, je l'espère, se sent tenu.» Doch am stärksten spricht das Bewusstsein der Schwierigkeit, durch Tradition geformte Aufgaben der Philologie mit dem Geist einer in ihren Grundlagen erschütterten Welt in Einklang bringen zu müssen, aus einigen von tiefer Skepsis, aber auch von Mut erfüllten Sätzen Erich Auerbachs in seinem Aufsatz *Philologie der Weltliteratur*. Durch die Sache selbst bedingt, führen sie ebenfalls zum Paradox: «Sollte es der Menschheit gelingen, sich durch die Erschütterungen hindurchzuretten, die ein so gewaltiger, so reissend schneller und innerlich so schlecht vorbereiteter Konzentrationsprozess [wie der gegenwärtig erlebte] mit sich bringt, so wird man sich an den Gedanken gewöhnen müssen, dass auf einer einheitlich organisierten Erde nur eine einzige literarische Kultur, ja selbst in vergleichsweise kurzer Zeit nur wenige literarische Sprachen, bald vielleicht nur eine, als lebend übrigbleiben. Und damit wäre der Gedanke der Weltliteratur zugleich verwirklicht und zerstört.»

Notwendigkeit der Synthese

Unabhängig voneinander und auf ganz verschiedenen Wegen der Überlegung kommen zwei Komparatisten zu dem Schluss: In dem Augenblick, da Weltliteratur infolge der gesellschaftlich-technischen Umwälzungen auf dem Planeten sich verwirklicht, ist sie faktisch schon kaum mehr darstellbar und als Idee zerstört. Das sind düstere Aussichten, selbst unter der einschränkenden Voraussetzung, dass der Ablauf der Geschichte an Prophezeiungen nicht gebunden ist. Doch Auerbach lässt es nicht dabei bewenden. Er stellt sich die Frage, wie der grosse Auftrag der Philologie unter den gegebenen Umständen noch verwirklicht werden könne, und versucht eine Antwort: Synthesen seien unter dem «Kairos der verstehenden Geschichtsschreibung», in dem wir gegenwärtig noch leben, die dringlichste Aufgabe (die auch von anderen Komparatisten immer wieder als solche empfunden wird); ihnen stehe die Notwendigkeit zur Spezialisierung entgegen. Philologische Leistungen von Rang seien aber nach wie vor nur vom Einzelnen zu erwarten, der fähig ist, nach folgendem methodischen Prinzip zu arbeiten: «Für die Durchführung einer grossen synthetischen Absicht ist zunächst ein Ansatz zu finden, eine Handhabe gleichsam, die es gestattet, den Gegenstand anzugreifen. Der Ansatz muss einen fest umschriebenen, gut überschaubaren Kreis von Phänomenen aussondern; und die Interpretation dieser Phänomene muss Strahlkraft besitzen, so dass sie einen weit grösseren Bezirk als den des Ansatzes ordnet und mitinterpretiert.» Es wird niemandem entgehen, dass Auerbach die Methode beschreibt, die er selbst in *Mimesis* so meisterlich handhabt. Sowohl in der Komparatistik wie im Rahmen der Erforschung der Nationalliteraturen scheint sie in der Tat am besten geeignet, um der überwältigenden Stoffmassen Herr zu werden und die Notwendigkeit der Spezialisierung mit dem Bedürfnis nach synthetischer Darstellung sinnvoll zu verschmelzen. Ähnlich wie in den Darstellungen von Mario Praz und Ernst Robert Curtius verbinden sich im Werke Erich Auerbachs europäisch-humanistische Forschungstradition und weltliterarisches Bewusstsein zu einem harmonischen Ganzen. Freilich werden unter dem Zeichen der Beschränkung auf den fruchtbaren Ansatz in Zukunft weniger historische Überblicke im Sinne des XIX. Jahrhunderts von einzelnen Forschern zu erwarten sein. Alexandrinische Epochen sind misstrauisch gegen «grosse Bücher» und halten sie für «grosse Übel».

Um so reger ist ihr Bedürfnis nach Ordnung des unübersehbar gewordenen Stoffes und nach griffbereiter Information. Hier kann nur die internationale Zusammenarbeit weiterführen. Von allen mir bekannten Unternehmungen zum Thema Weltliteratur ist sie bisher in *Kindlers Literatur-Lexikon* am folgerichtigsten durchgeführt worden; darum lohnt es sich,

die der Arbeit zugrunde liegenden Prinzipien der Prüfung zu unterziehen. Obwohl der Titel den Begriff ‹Weltliteratur› wahrscheinlich bewusst vermeidet, nehmen Anlage und Durchführung die Idee durchaus ernst. Nach den Ansätzen der *Oxford Companions* und vor allem nach dem Vorbild des *Dizionario Letterario Bompiani*, doch konsequenter als dieses, gliedert das deutschsprachige Werk die Literaturen nicht nach Autoren, Gattungen oder Nationen, sondern führt die einzelnen Werke in alphabetischer Reihenfolge der Originaltitel auf. Die Schwierigkeiten, die sich aus dieser Anordnung für den praktischen Gebrauch zunächst ergeben, werden sich technisch lösen lassen, wenn das Lexikon vollständig vorliegt; auch ist zu hoffen, dass es eines Tages selbstverständlich sein wird, ein fremdsprachiges Werk unter seinem Originaltitel zu kennen. In der zentralen Stellung, die das literarische Werk auf diese Weise einnimmt, scheint sich die Erkenntnis zu spiegeln, dass es nach der Publikation gleichsam unabhängig von seinem Autor geworden ist und ein Eigenleben im Bereiche des Ästhetischen führt: ein Gesichtspunkt, der den Erkenntnissen des New Criticism, der formalistischen Methode der Russen und der werkimmanenten Interpretation entgegenkommt. Bei der Auswahl der Werke, insgesamt etwa 18000, ist der sogenannte abendländische Standpunkt, zum Teil gewiss ein Relikt des kolonialistischen Zeitalters, aufgegeben worden: Die Literaturen der Welt, etwa 130, stehen gleichberechtigt nebeneinander, die ‹kleinen› einträchtig neben den ‹grossen›. So beginnt eine Idee Herders, wenn auch zunächst beengt durch das mechanische Verfahren der alphabetischen Anordnung, Gestalt anzunehmen. Der parallel laufende Versuch, die *Literaturen der Welt in ihrer mündlichen und schriftlichen Überlieferung* in einem Sammelband darzustellen und zu einem «geschlossenen Bilde» abzurunden, scheint mir hingegen missglückt: Das «geschlossene Bild» will sich dem Leser nicht einstellen; er gewinnt den Eindruck eines in hundert Teile zerstückelten Ganzen. Mit besonderer Wärme setzt sich Wolfgang von Einsiedel, der Spiritus rector des Unternehmens, unter dem Eindruck der Forschungen von Cecil Maurice Bowra, Albert B. Lord und anderen für die stärkere Berücksichtigung der mündlich überlieferten Literaturen ein und führt sie im Lexikon folgerichtig durch. Dass bei diesem Verfahren die Grenze der Literaturwissenschaft zur Ethnologie hin überschritten wird, kann nur dem reinen Fachdenken misslich erscheinen; Herder und Goethe kannten solche Bedenken nicht. Denn es lässt sich nicht leugnen, «dass in der Frühzeit und bis zu einer bestimmten Entwicklungsstufe eines jeden Volkes rituelle, juristische, medizinische, kommerzielle und chronikalische Sprachdenkmäler von den rein literarischen nicht zu trennen sind». Die *Merseburger Zaubersprüche* oder der *Sachsenspiegel* sind Beispiele aus der deutschen Literatur. Auch verhält sich das Lexikon konsequenter als die

üblichen Literaturgeschichten, wenn es den extensiven Literaturbegriff auf die neueren Literaturen ausdehnt, indem es «Schriftwerke aus allen Zweigen der Geistes- und Naturwissenschaften» einbezieht, «soweit sie die Entwicklung der Geschichte, das Gesicht einer Nation, eines Volksstamms mitbestimmt haben», und auch vor der Trivialliteratur und den Zeugnissen der Unmenschlichkeit, vom *Hexenhammer* bis zu Hitlers *Mein Kampf*, als Repräsentanten ihrer Zeit nicht Halt macht.

Gefahren der Begriffs-Überdehnung

Hier zeichnen sich freilich die Gefahren ab, denen der Weltliteratur-Begriff durch Überdehnung ausgesetzt ist. So nützlich die Aufnahme der zuletzt genannten Druckerzeugnisse für den Benützer des Lexikons sein mag – mit Literatur, selbst im weitesten Sinne des Wortes, haben sie nichts zu tun. Dabei erhebt sich natürlich sogleich die Frage, was man unter ‹Literatur› verstehen will. Sicher ist das Kriterium des «Bezugs zur Wirklichkeit», das Wellek und Warren vorschlagen, zu eng: Das ‹Erdichtete›, die ‹Erfindung›, die ‹Einbildungskraft›, der ‹Schein›, die ‹Illusion›, kurz alles, was die englische Sprache unter ‹fiction› versteht, unterscheidet die Dichtung von der Literatur, nicht aber die Literatur von der Nicht-Literatur. Die Dichtung ist ein Teil der Literatur, den man nicht ohne Schaden für das Verständnis aus dem Ganzen herauslöst. Fritz Strich schlug vor, «dass man alles das zur Literatur zählt, was in künstlerischer Sprachform gehalten und wofür die künstlerische Sprachform innerlich notwendig ist. Tacitus, Montesquieu, Ranke und Mommsen würden also ebenso dazu gehören wie Schopenhauer und Nietzsche . . .». Dafür würde sich die Bezeichnung ‹sprachliches Kunstwerk› am besten eignen. Nur scheint mir Strichs Abgrenzung nicht deutlich genug formuliert. Der Essay, der Aphorismus, der philosophische Traktat, die Biographie, die Geschichtschreibung, ja auch die Dichtung selbst gehören nämlich nur insoweit zur Literatur, als die Autoren es vermocht haben, ihren Gegenstand in angemessene künstlerische Form zu bringen. Das ist weder Heinrich Institoris und Jakob Sprenger mit ihrem *Malleus maleficarum* noch Adolf Hitler mit seinem *Kampf* geglückt und war wahrscheinlich auch nicht beabsichtigt; folglich gehören ihre Verlautbarungen nicht zur Literatur. Auch die trivialen Erzeugnisse, selbst wenn sie – wie *Alt-Heidelberg* – ‹Dichtungen› im Sinne des fiktiven Bezuges zur Wirklichkeit sind, erfüllen die Forderung nicht, die wir an Literatur stellen zu müssen glauben, weil sie nicht Kunst, sondern Kitsch sind. (Womit übrigens nichts gegen ihr Studium im Rahmen der Soziologie gesagt ist.) Das unterscheidende Merkmal von Literatur kann weder in ihrem fiktiven

Charakter noch in der Tatsache bestehen, dass bestimmte Werke ihre Zeit besonders eindeutig repräsentieren oder die Entwicklung der Geschichte oder das Gesicht einer Nation mitbestimmt haben; vielmehr legt gerade die Uferlosigkeit der weltliterarischen Konzeption und Produktion nahe, auf das ästhetische Kriterium keinen Verzicht zu leisten. (Das gilt selbstverständlich nicht für ein Lexikon, von dem wir möglichst umfassende Information erwarten.)

Zum Problem der literarischen Wertung

Hier setzt also das Recht und die Pflicht zur literarischen Wertung nach übernationalen Massstäben ein. Der Begriff der ‹Angemessenheit›, den wir der antiken Rhetorik verdanken (Gorgias' und Aristoteles' *πρέπον*, Ciceros und Quintilians ‹aptum›), bietet den Vorteil, dass er keinen normativen Charakter hat; trotzdem oder gerade deshalb ist er so schwer zu fassen wie die meisten ästhetischen Kategorien. Angemessenheit bleibt dem Geschmacksurteil des Kritikers unterworfen und damit bis zu einem gewissen Grade subjektiv. Doch lässt sich der Geschmack am Vorbild der Meister bilden, und hier liegt die Ursache für die Forderung eines nicht weltliterarisch, sondern ästhetisch notwendigen Kanons künstlerisch vorbildlicher, ‹klassischer› Autoren, der aus dem Consensus der Kenner entstanden, wenngleich jederzeit revidierbar ist. Der klassische Autor setzt in Vers und Prosa dem Geschmack das Mass des Möglichen; um dieses Mass zu kennen, lesen wir die Klassiker. Dem quantitativen, dem extensiv-geographischen Begriff der ‹Literaturen der Welt› stellt sich der qualitative, der kanonische Begriff der ‹Weltliteratur› als ästhetisch notwendiges Korrelat zur Seite. Wir sind nach wie vor der Meinung, dass kein Gremium in der Lage ist, über die universale Geltung eines Autors ex cathedra zu entscheiden; auch der höchst achtbare Versuch eines einzelnen Liebhabers der Literatur, Martin Bodmers, einen solchen Kanon aufzustellen, kann keine allgemeine Verbindlichkeit beanspruchen. Bodmer nennt Homer, die Bibel, Dante, Shakespeare, Goethe; aber er meint sie nicht als einzelne Dichter bzw. Sammelwerke, sondern als gleichsam magische Kraftzentren, in denen sich «das Menschlich-Umfassende und zugleich Abendländisch-Symptomatische» konzentriert hat, das sich in den anderen Autoren unseres Kulturkreises schwächer und nur partiell spiegelt und bricht. Doch wiederum abgesehen von der abendländischen Zentrierung dieses Kanons sind Bodmers Prolegomena zur Weltliteratur mystischer Versenkung entsprungen; sie entziehen sich der wissenschaftlichen Rationalität. Wir können nur so viel sagen: Ehe Weltliteratur im extensiven Sinne überschaubar geworden

ist, ehe wir sie faktisch kennen – und wir stehen kaum am Beginn des Überblicks –, ist jeder Versuch, einen weltliterarischen Kanon zu bilden, zum Scheitern verurteilt. Welche Schwierigkeiten es bereitet, auch nur einen Kanon deutschsprachiger Autoren für bescheidene didaktische Zwecke aufzustellen, zeigen die Bemühungen um ‹Leselisten› für den Studiengebrauch.

Dennoch bleibt ein nach den Kriterien der Qualität und der literarischen Wirkung ausgewählter Kanon aus den Literaturen der Welt als ideale Forderung bestehen. Dabei werden dem abstrakten Kosmopolitismus Grenzen gesetzt sein. Denn wie einerseits nicht zu bestreiten ist, dass ein literarisches Werk nur als individuelles Kunstprodukt und zugleich als Glied eines Ganzen – der Nationalliteratur, der europäischen, indischen, chinesischen und der Weltliteratur – richtig verstanden werden kann, so steht anderseits fest, dass bestimmten Literaturen, etwa der hebräischen und römischen, der qualitative Charakter von Weltliteraturen in besonderem Mass eigen ist, und zwar nicht allein oder nicht vornehmlich aus ästhetischen Gründen, sondern weil sie in unvergleichlicher Weise rezipiert worden sind und auf andere Literaturen anregend gewirkt haben. Die Literaturen der Welt sind weder ein Nebeneinander nationaler Parlamente, wie sie sich in jenen Literaturgeschichten darstellen, die nach dem Muster der politischen Geschichtschreibung die nationale Willensbildung als trennendes Kriterium einführen, noch sind sie eine Vollversammlung der UNO, in der jedes Mitglied, unabhängig von seiner politischen Bedeutung, die gleiche Stimme hat. Soweit sie die Bezeichnung ‹Literatur› verdienen, sind sie die Gesamtheit dessen, was der Mensch im Laufe seiner Geschichte in diejenige sprachliche Form gebracht hat, welche den Gegenständen seines Interesses angemessen ist.

Weltliteratur im Wandel

Mit dem imperatorischen Blick des Literaturstrategen, der ihn im Alter auszeichnete, sprach Goethe vor anderthalb Jahrhunderten von der «anmarschierenden Weltliteratur»; nüchtern genug, begründete er seine Prophezeiung wiederholt durch die «sich immer vermehrende Schnelligkeit des Verkehrs». In der Tat unterliegt es keinem Zweifel, dass die Technik auch die Schriftsteller und ihre Erzeugnisse einander nähergebracht hat, genau so, wie Goethe es sich vorstellte. Die Idee einer Weltliteratur begann in dem geistesgeschichtlichen Augenblick zu erwachen, als das humanistisch-hellenozentrische, das christlich-abendländische Weltbild der sich ausdehnenden Welt- und Literaturkenntnis nicht mehr entsprach; Voltaire, Herder,

Goethe bezeichnen die wichtigsten Vorläufer. Wenn Goethe in dem Gespräch mit Eckermann vom 31. Januar 1827 nun meinte, die Epoche der Weltliteratur sei an der Zeit, und jeder müsse «jetzt dazu wirken, diese Epoche zu beschleunigen», dann aber das «Bedürfnis von etwas Musterhaftem» doch wieder auf die alten Griechen verwies, so liegt darin nur ein scheinbarer Widerspruch. Er löst sich sogleich auf, wenn die erste Äusserung als faktische Feststellung und Aufforderung zur kosmopolitischen Mithilfe, die zweite aber als kanonisierendes Geschmacksurteil verstanden wird, dem man zustimmen kann oder nicht. Schon als es ausgesprochen wurde, hätte es den Beifall vieler Zeitgenossen nicht mehr gefunden; die gegenwärtige Weltliteratur hat sich der Darstellung des «schönen Menschen», die Goethe für das Merkmal der griechischen Kunst hielt, völlig entfremdet.

Es wäre töricht, ihr das zu verargen. Die Entwicklung der Menschheit hat sie vor andere Probleme, zum Teil vor erschreckende Aussichten gestellt; diese sucht sie zu bewältigen, so gut sie es vermag. Dass sich dabei Scharlatane in den Betrieb einschleichen, dass sie oft sogar den Ton angeben, ist so bedauerlich wie unvermeidbar; die Tatsache sollte den Kritiker veranlassen, seine Aufgabe der Unterscheidung von Können und Mache um so ernsthafter zu erfüllen. Vielen Autoren scheint sich das Wort zu versagen, um die Abgründe darzustellen, vor denen der Blick schaudert; ich zitiere einen charakteristischen Passus von Martin Walser: «Nie mehr sprechen. Keine Wörter mehr. Den Mund spülen. Pfefferminz, bitte, Ingwer. Oder gleich Pfeffer, Paprika, Jod, Lysol, ja Lysol und dann Blei in den Schlund, basta, ein für alle Mal ... Zum Glück half ihm eine Art kaufmännischen Anstands über diese Anfechtung hinweg. Er brauchte Geld.» Oder die Dichter träumen wie Mallarmé von dem Buch, ‹le Livre› mit Majuskel, in das die Kraft aller anderen Bücher eingegangen ist: «La chair est triste, hélas! et j'ai lu tous les livres.» Die Konzentration auf die kleinste Einheit, auf die Dichtung schlechthin, den alles erleuchtenden Vers, auf Rimbauds *Voyelles*, die eine Welt umschliessen, auf Ungarettis Lakonismus, der ans Verstummen grenzt – das ist die Antwort des Ennui auf die Ausdehnung der literarischen Zivilisation über die Erde. Neben der werbenden Kraft des Exotismus neuerschlossener Räume kämpfen Plüsch und Provinz, von der achtbaren Ästhetik längst zum Tode verurteilt und von tapferen Scharfrichtern hundertmal hingerichtet, mit Zähigkeit um ihr Volk, dessen subliterarische Interessen geteilt sind zwischen der Lust an der Enthüllung und der bangen Frage, ob es nicht doch möglich sei, den Sputnik-Griff ins Universum und den trauten Herrgottswinkel in einen Reim zu bringen. Und da in der Literatur alles sagbar geworden ist und nichts mehr dem Tabu unterliegt, tritt das Unausgesprochene an die Stelle des Wortes, das die Funktion des Verschweigens mit Hilfe der Sprache übernimmt. Die

Schilderung ambivalenter und einander widersprechender Symptome in der Epoche der sich entfaltenden Weltliteratur liesse sich mühelos fortsetzen; doch sie sagt dem ratlos gewordenen Leser wenig Neues. Er ist in der Regel schlecht gerüstet für das, was ihm bevorsteht. Ohne über das Bewusstsein zu verfügen, das seinem Zeitalter angemessen wäre, ohne den archimedischen Punkt ausserhalb der Nationalliteraturen gefunden zu haben, der ihn befähigte, die Totalität zu begreifen, sieht er sich der Anstrengung gegenüber, das ganz Andere, das Neue, das auf ihn eindringt, wenigstens als existent zu erfahren. Natürlich kann er sich's bequem machen und sich über die Blumen des Bösen moralisch entrüsten, statt sie geistig zu bewältigen; aber damit hat er sich selbst betrogen. Wenn wir den Gegenstand unserer Liebe, die Literatur, wirklich verstehen wollen, sollten wir den Geistern der andrängenden Weltliteratur nicht ausweichen. Sie sind nichts anderes als unsre Spiegelbilder oder die Propheten kommender Geschlechter.

MANFRED GSTEIGER

Komparatistik in der Kontroverse

Anmerkungen bei Gelegenheit neuerer Publikationen

In einem programmatischen Aufsatz über Vergleichende Literaturwissenschaft und Hochschulreform schrieb François Jost, der an der University of Illinois lehrende Verfasser des *Jean-Jacques Rousseau Suisse*, neulich: «Une nouvelle discipline, depuis quelques décennies, s'établit et fleurit dans nos universités de plus en plus nombreuses, la littérature comparée[1].» Eine optimistische Perspektive! Sie verträgt sich schlecht mit einer Feststellung wie der folgenden: «Ungeachtet aller Studentenrevolution, die das Neue fordert, ist die sogenannte Komparatistik immer noch in der institutionellen, wenn nicht gar intellektuellen Verteidigung (wie unlängst noch

die deutsche Soziologie) ...» «Ein Fach in Dauerkrise» nennt Peter Demetz, von dem das Zitat stammt, die Vergleichende Literaturwissenschaft[2]. Der Rezensent einer *Einführung in die Vergleichende Literaturwissenschaft* stellt fest: «Wer der Komparatistik kritisch gegenübersteht, wird in seinem Misstrauen bestätigt werden: dass nämlich der Komparatist mit Anspruch über alles redet[3].» Was heisst also «s'établit et fleurit»? Macht unser Landsmann in Zweckoptimismus? Oder gibt der genannte Rezensent – ein Germanist – bloss dem Missmut des Fachgelehrten Ausdruck, dem die Trauben des literarischen Kosmopolitismus zu hoch hängen?

Das Bild einer blühenden und sich mehrenden Komparatistik lässt sich im Blick auf die Verhältnisse in Frankreich ohne weiteres rechtfertigen. Hier unterhält gegenwärtig praktisch jede Hochschule ihre *Section de Littérature comparée* mit den entsprechenden Lehrstellen und Einrichtungen. Auch in den Vereinigten Staaten ist die *Comparative Literature* fest etabliert. Aber in manchen Ländern liegen die Dinge wesentlich anders. In der Bundesrepublik Deutschland scheint die Komparatistik nur mühsam über die vor einem Vierteljahrhundert von den französischen Besatzungsbehörden geförderten Ansätze (Mainz, Saarbrücken, Tübingen) hinauszukommen. Dabei gründete in Deutschland Max Koch schon 1887 eine *Zeitschrift für Vergleichende Litteraturgeschichte!* Auch in der Schweiz, die durch ihre Mehrsprachigkeit zum komparatistischen Arbeitsfeld geradezu prädestiniert ist, muss man eher von einer Regression als von einem Fortschritt sprechen: Die komparatistischen Lehrstühle von Basel und Genf – wo in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts Marc Monnier und Edouard Rod lehrten – sind nur noch Errinnerungen, das Erbe von Fritz Ernst steht ohne rechte Fortsetzung da, weder Bern noch Freiburg haben aus ihrer Zweisprachigkeit komparatistischen Nutzen gezogen, obwohl der jurassische Schriftsteller und Jurist Virgile Rossel mit seiner noch vor der Jahrhundertwende publizierten Geschichte der literarischen Beziehungen zwischen Frankreich und Deutschland einen gangbaren Weg vorgezeichnet hatte. Die geringe Zahl der italienischen, englischen und westdeutschen Forscher am 6. Internationalen Komparatistenkongress in Bordeaux (31. August bis 5. September 1970) zeigte, dass man in diesen Ländern sehr wohl von einem «Fach in Dauerkrise» sprechen kann – ganz im Gegensatz zu Osteuropa, wo sich das wiedererwachte Interesse am «literarischen Weltverkehr» nicht zuletzt in einem überraschenden komparatistischen Elan äussert.

Ist es aber richtig, wenn die Vergleichende Literaturwissenschaft die Gründe für ihre institutionellen, «wenn nicht gar intellektuellen» Schwierigkeiten vor allem ausserhalb ihrer selbst sucht? Oder hängen diese Schwierigkeiten vielleicht mit einer der Disziplin immanenten Fragwürdigkeit zusammen, nämlich jenem Anspruch, «über alles» zu reden»? Die fran-

zösische *Littérature comparée*, der älteste Zweig unserer Disziplin, verdankt ihre Entstehung und ihre Entwicklung dem Bedürfnis, über die durch die klassische französische Bildungstradition gezogenen Grenzen hinaus universale Perspektiven zu eröffnen und die eigene Literatur weniger als einen statisch in sich ruhenden denn als einen gebenden und nehmenden Organismus zu verstehen. In der amerikanischen Komparatistik dominiert, dem grossen Beispiel René Welleks folgend, die Tendenz, Literaturvergleichung als Mittel und Weg zu einer allgemeinen Theorie der Literatur zu betrachten (das jetzt von der Universität Indiana herausgegebene amerikanische Berichtorgan nennt sich denn auch *Yearbook of Comparative and General Literature;* in derselben Linie gründete vor kurzem Horst Rüdiger eine «Deutsche Gesellschaft für Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft»). Aus dem Unterschied zwischen der französischen und der amerikanischen Komparatistik hat man einen Gelehrtenstreit machen wollen, in dem es darum gehe, für die eine oder die andere, aber auf jeden Fall für die «richtige» Seite zu optieren. Nichts, glaube ich, ist falscher als das. Eine Chance der Komparatistik liegt im Gegenteil darin, dass sie sich nicht auf Dogmen festzulegen braucht. Sie zeichnet sich durch eine von nationalliterarischen und sprachlichen Einengungen freie Verfügbarkeit aus, sie darf und soll die Dinge immer so differenziert sehen, wie sie in Wirklichkeit sind – nämlich, so dass nicht nur das Naheliegende, sondern auch das Fernere in die Betrachtung einbezogen wird, und nicht nur das Grosse – oder das, was als gross gilt –, sondern auch das Kleine. Es sind nicht allein «weltliterarische» Makrostrukturen, die den Komparatisten beschäftigen, ebensoviel liegt ihm daran, jene Mikrostrukturen zu erkennen, die das enge Geflecht der Literatur in Geschichte und Gegenwart bilden. Die Aufmerksamkeit der Komparatisten für die sogenannten «kleinen» Autoren, für Publizisten, Journalisten, Übersetzer, Kritiker und Vermittler, hat keinen andern Sinn als den, Literatur nicht als Pantheon, sondern als Ausdruck des Lebens zu verstehen.

Nicht dogmatisch fixierte Theorie also, vielmehr ein Pluralismus vergleichender Bemühungen, die so verschieden sind wie die individuellen und nationalen Voraussetzungen und Bedürfnisse, dürfte dem tatsächlichen Bewusstseinsstand der Komparatitik entsprechen. Der Vorwurf, sie rede «mit Anspruch über alles», wird hier hinfällig, weil jeder einzelne Komparatist über das spricht, was *er* kennt. Eine solche komparatistische Spezialisierung, die zugleich eine Bescheidung ist, wird auch die verschiedenen nationalen Wurzeln nicht einfach negieren. Dass die Vergleichende Literaturwissenschaft in den USA das Allgemeine stärker betont als das Besondere, dass die französische Komparatistik ihre Aufgabe mehr in der auf die eigene Tradition bezogenen Geschichte der Beziehungen und Wir-

kungen sieht, wird vor dem Hintergrund der verschiedenen historischen und gesellschaftlichen Voraussetzungen ebenso selbstverständlich wie die Forderung, dass eine deutsche Komparatistik bei Goethe, Herder und den Gebrüdern Schlegel anknüpfen muss, eine schweizerische Komparatistik im Begriff der *Helvetia mediatrix* ihren Ausgangspunkt finden kann. Der Verzicht auf das unmögliche Postulat einer «reinen» Komparatistik entschärft schliesslich auch den Gegensatz zwischen Vergleichender und «nationalliterarischer» Wissenschaft – allerdings nur soweit, als sich die letztere nun nicht ihrerseits das Recht anmasst, die eigentlich komparatistischen Aufgaben gleichsam im Nebenher auch zu lösen. Mit andern Worten: gerade weil in der modernen Literaturwissenschaft Arbeitsteilungen immer wieder und wohl in zunehmendem Mass nötig sind, die zwischensprachlichen und mehrsprachlichen – die «internationalen» – Aufgaben aber nur mit den dafür geeigneten Instrumenten gelöst werden können, darf die Komparatistik sowohl in ihrem eigenen als auch im Interesse der ganzen Literaturwissenschaft auf ihren institutionellen Anspruch nicht verzichten.

An zwei neueren Publikationen lässt sich ablesen, wie unterschiedlich der Begriff der Vergleichenden Literaturwissenschaft unter Umständen selbst dann interpretiert und realisiert wird, wenn die individuellen Voraussetzungen ähnlich sind. Ulrich Weisstein und François Jost gehören beide der mittleren Generation an, stammen beide aus Europa und leben beide in den USA, wo sie sich in Lehre und Forschung bekannt gemacht haben. Weisstein kommt von der deutschen, Jost von der französischen Literatur her zur Komparatistik. Der erstere legt unter dem bereits erwähnten Titel *Einführung in die Vergleichende Literaturwissenschaft* den, wie er im Vorwort selber sagt, «ersten umfassenden – wenn auch immer noch bescheidenen – Versuch» vor, «dem philologisch gebildeten deutschen Publikum einen Überblick über die Geschichte, den Stand und die Aufgaben der Vergleichenden Literaturwissenschaft zu vermitteln»[4]. Der letztere widmet den zweiten Band seiner gesammelten Abhandlungen zur Komparatistik – der erste befasste sich mit schweizerischen Themen – einigen Aspekten der europäischen Literatur in vergleichender Sicht und beschliesst sein Buch mit einer grundsätzlichen Betrachtung *La Littérature comparée, une philosophie des lettres*[5]. Beide Werke sind hervorragend dokumentiert und schon allein durch ihre bibliographischen Apparate von grösstem Nutzen; man mag daran auch ermessen, unter welch idealen äusseren Umständen die amerikanischen Forscher arbeiten können. Darüber hinaus bringen sowohl Weisstein als auch Jost in ihren Studien manches Persönliche, Wohlüberlegte und Wohlformulierte, für das man dankbar ist, wenn auch der eine wie der andere Widerspruch gelegentlich herausfordert.

Die *Einführung* von Weisstein hat vor allem den Charakter eines Forschungsberichts. Komparatistik ist für den Verfasser nahezu identisch mit der akademischen Disziplin, ihre Geschichte ist identisch mit der Geschichte der Lehrstühle, Forschungsinstitute, Kongresse und wissenschaftlichen Publikationen. Über all diese Dinge erhält der Leser erschöpfend Auskunft. Weisstein stützt sich in seiner Darstellung, wie er sagt, «einzig und allein auf den Glauben, dass alle übernationalen und internationalen literarischen Phänomene zum Sachbereich unserer Wissenschaft gehören». Damit ist ein extensiver Komparatistik-Begriff angedeutet, wie er der «amerikanischen Schule» entspricht. Dass sich der Verfasser in dieser Sache als engagiert betrachtet, wird im Lauf der Lektüre deutlich, wenn polemische Bemerkungen gegen die «veralteten Methoden» der Einflussforschung fallen – als Sündenbock muss mehrmals der Franzose Marius-François Guyard herhalten[6]. Der Vergleichenden Literaturwissenschaft ist mit solchen Zänkereien natürlich nicht gedient. Weisstein musste sich dann übrigens selber von der Fachkritik den Vorwurf der Einseitigkeit gefallen lassen. So wurde etwa festgestellt, der Verfasser beschränke sich zu Unrecht auf eine diachronische, also eine historische Auffassung der Komparatistik, und er vernachlässige die Gleichzeitigkeit und das Nebeneinander der verschiedenen Sprachen und «Nationalliteraturen»[7]. Damit melden sich aber die von Weisstein als «veraltet» bezeichneten *Images*- und *Mirages*-Studien – Spiegelungen eines bestimmten Landes und seiner Kultur in der Literatur eines anderen Landes – wieder an, ausgerechnet jene «französische» Forschungsrichtung also, die von Guyard so nachdrücklich verfochten wurde.

Anderseits scheint es ziemlich verfehlt, im Zusammenhang mit dem Buch von Weisstein das Gespenst eines Komparatisten an die Wand zu malen, der «mit Anspruch über alles redet». Der Verfasser der *Einführung* bemüht sich nämlich, die in den USA verbreitete Praxis, Vergleichende Literaturwissenschaft als eine Art Geschichte der Weltliteratur zu betreiben, auf genau umschriebene Forschungsgebiete zu reduzieren. Es sind dies, in der Reihenfolge seiner Kapitel: 1. Einfluss und Nachahmung, 2. Rezeption und Wirkung, 3. Epoche, Periode, Generation und Bewegung, 4. Gattung, 5. Stoff und Motivgeschichte. Als Exkurs fügt Weisstein ein Kapitel über «Wechselseitige Erhellung der Künste» an; damit betritt er wenigstens zum Teil Neuland, in dem vermutlich in Zukunft noch viele Entdeckungen zu machen sind. Wer sich – dies nur ein Beispiel – mit symbolistischer Lyrik beschäftigt hat, weiss, welche Einsichten aus der Parallelität von Dichtung, Malerei, Graphik und Musik zu gewinnen sind.

Die Darstellung von Ulrich Weisstein bietet vielleicht einige allzu offensichtliche Angriffsflächen, um in ihrem tatsächlichen Wert ohne besondere Anstrengung wahrgenommen zu werden. Wenn man jedoch davon absieht,

was in diesem Buch anders hätte gemacht werden *können*, so zeigt sich die eindrückliche Summe dessen, was gemacht *wurde*. Vor allen Dingen hat Weisstein dem deutschsprachigen Leser erstmals ein nahezu vollständiges Panorama der Hochschulkomparatistik in allen Teilen der Welt vermittelt. Er hat überdies einen gewichtigen Beitrag zur Diskussion der einzelnen Forschungsrichtungen geleistet. Das ist mehr als genug, um ihm ein bleibendes Verdienst zu sichern.

Anders als Weisstein ist François Jost in seinem Sammelband über weite Teile ganz und gar Praktiker. In vier grossen Essays zeigt er, was sich mit den von ihm vertretenen «weltliterarischen» Methoden konkret erreichen lässt. Der Heilige Thomas Becket als literarisches Thema, der Briefroman in der westlichen Literatur, Wandlungen des Wortes und des Begriffs «romantisch», das literarische Frankreich und Russland: die Abhandlungen demonstrieren zugleich als methodische Muster vier Möglichkeiten der komparatistischen Arbeit, nämlich die thematisch ausgerichtete, die gattungsgeschichtliche, die epochengeschichtliche und die Einfluss- und Wirkungsstudie. Jost will jedoch die Vergleichende Literaturwissenschaft keineswegs auf diese Möglichkeiten beschränken. In seinem als Epilog angefügten grundsätzlichen Essay bekennt er sich uneingeschränkt zu einer Komparatistik als einer «Absolutistik», der nichts fremd bleiben dürfe. Von hier aus begründet er den Anspruch der Disziplin, ins Zentrum der gegenwärtigen Literaturwissenschaft zu rücken, von hier aus entwickelt er aber auch seine «philosophie des lettres»: «La littérature comparée bien comprise est donc une discipline qui tend à l'internationalisation à la fois et à la dénationalisation des œuvres littéraires, non pour leur enlever l'odeur du sol natal, mais pour ne leur laisser que leur valeur intrinsèque.» Jost geht demnach sehr deutlich über das von Weisstein vorgezeichnete Programm hinaus. Komparatistik erweist sich für ihn als *die* literarische Schlüsselwissenschaft. Begreiflich, dass man diese Konzeption gelegentlich ironisch als «komparatistischen Imperialismus» bezeichnet hat.

Jost bringt es fertig, in seinen Essays ein erstaunlich umfangreiches literaturgeschichtliches Material aufzuarbeiten und in einer geschickten Mischung von sachlicher Strenge und weltmännischer Umgänglichkeit darzubieten. Man kann sich fragen, ob sein Programm nicht allzusehr in die Breite ziele und darüber eine bestimmte Tiefendimension vernachlässige. Auch darauf hat Jost eine Antwort: Gründlichkeit und «Absolutistik» sind gar keine Gegensätze – und was die «scaphandriers intellectuels du siècle» betrifft, so bringen sie von ihren Tiefsee-Expeditionen oft sehr belanglose Funde an die Oberfläche. Eine überzeugende Argumentation ist das aber doch wohl nur zum Teil! Dabei liegt ihr Mangel nicht so sehr bei Jost als an der Sache selber: das Verhältnis zwischen Quantität und

«Intensität» – um nicht von vager «Tiefe» oder «Qualität» zu sprechen – bezeichnet eben in der Tat den schwachen Punkt einer als «Absolutistik» verstandenen Komparatistik. Wenn Jost erklärt: «La littérature comparée n'est liée, bornée ou retenue par rien», so muss ihm entgegengehalten werden, dass sie durch die individuellen Möglichkeiten und Voraussetzungen der einzelnen Komparatisten, sei es auch nur durch den Umstand, dass unsere menschliche Existenz an ihre Zeitlichkeit gebunden ist, in der Praxis doch sehr beschränkt wird. «Mit Anspruch» kann niemand «über alles» sprechen: es ist zwar eine Binsenwahrheit, aber auch Binsenwahrheiten muss man sich von Zeit zu Zeit in Erinnerung rufen.

Beistimmen darf man François Josts Apologie einer absoluten Komparatistik indessen doch in dem Sinn, dass die Besinnung auf weltliterarische Zusammenhänge in der Tat längst eine Notwendigkeit darstellt, die noch bei weitem nicht jeder begriffen hat, der sich mit Literatur beschäftigt. Die Komparatistik soll hier ohne Zweifel immer wieder die Rolle einer Mahnerin spielen. In ihren grundsätzlich mehrsprachigen Perspektiven zeigt sie unablässig, dass Literatur nicht einfach identisch ist mit Sprache – eine Tatsache, die sowohl von «werkimmanenten» als auch von «strukturalistischen» Betrachtern leicht vergessen wird. Dass sie den Verbindungsstellen und Übergängen zwischen den «Nationalliteraturen» ihre besondere Aufmerksamkeit zuwendet, ist einerseits im Hinblick auf die unumgängliche Arbeitsteilung in der modernen Literaturwissenschaft sinnvoll, rechtfertigt sich jedoch auch als permanente Forderung, Literatur nicht ausschliesslich als Nebeneinander monolithischer Erscheinungen, sondern ebensosehr als ein System vielfältiger Beziehungen in Raum und Zeit zu verstehen.

[1] François Jost: La littérature comparée et la réforme universitaire. In: Schweizerische Hochschulzeitung 42 (1969), 3. Heft, S. 135. – [2] Peter Demetz: Jenseits der Zaunpfähle. Drei Bücher zu einem Fach in Dauerkrise: Vergleichende Literaturwissenschaft. In: Die Zeit, Nr. 46, 13. November 1970, S. LIT 11. – [3] Walter Naumann über das Buch von Ulrich Weisstein (vgl. Anm. 4). In: Germanistik 11, Heft 1, Januar 1970, S. 64. – [4] Ulrich Weisstein: Einführung in die Vergleichende Literaturwissenschaft. Stuttgart: Kohlhammer 1968 (Sprache und Literatur, 50). – [5] François Jost: Essais de littérature comparée. Tome II: Europaeana. Première série. Fribourg/Suisse: Ed. Universitaires, Urbana: Univ. Press of Illinois Press 1968. – [6] Vgl. sein Buch La Littérature comparée. Paris: Presses Univ. de France 1951 (Coll. Que sais-je?, 499). – [7] Jürgen Link: Zur Komparatistik. In: Poetica, Zs. f. Sprach- u. Lit.wiss., 3. Bd., Heft 1–2, München Jan.-April 1970, S. 315–318.